Natürlich Kultur[1]

Prof. Lars Clausen

Rede auf dem SPD-Forum „Kultur in Schleswig-Holstein“ am 28. 01. 1990 in Eckernförde

I. Wie lange schon Kultur?

Die Kultur gehört zur Menschen-Natur. Selbst die Avantgarde der Physiker bestätigt uns, für unser Verständnis sei diese Welt zu komplex: und im Kampf mit dieser Tatsache haben sich die Menschen in einigen Jahrmillionen herausgebildet. Miteinander haben sie arbeitsbefähigende und überlebensermächtigende Vereinfachungen herausgebildet, zugeschärfte Werkzeuge und Vorstellungen, Faustkeile und Skizzen auf der Höhlenwand, Messer und Gedichte. Sie haben sie nutzen können und dabei erkannt, daß Werkzeugmacherei und Kunstfertigkeit einem nicht zufliegen, sondern selber nach zugeschärften Grundsätzen hergestellt werden müssen; und daß immer einige aus unserer Mitte soetwas für die anderen mit beherrschen müssen. Eines der höchsten Glücksgefühle des Lebens, das für Vieles zu entschädigen hat, kennt, wer etwas meisterhaft scharf macht. Aber auch Hausmann und Hausfrau sehen dann und wann die Fußbodenkante im Flur entlang, auf die Scheuerleiste, und sind ganz stolz, weil sie wissen, sie haben grundsätzlich auch dahinter gestrichen. Wo man es nicht sieht, aber weiß.

Kein Wunder, daß wir Soziologen sagen, „Kultur“ sei überall in der Gesellschaft wirksam, „Kunst“ spiele überall mit. Beide seien unser täglich Laugenbrot. Und ebenso wissen wir selbst, angesichts unsres täglichen Pfuschs, daß Kulturvergessenheit und Kunstversäumnisse unser täglich Gift sind.

Sprüche trösten uns: Wer nichts tut, macht keine Fehler.

Alle können wir dazu nicken – weil ja auch immer weiterpfuschen.

II. Verborgene Feindseligkeiten

Jetzt haben Sie mich fragen lassen, so rede ich einmal von einem jahrelangen Pfusch bei mir selbst:

1 Diese Rede wurde 1990 erstmals in *Heißer Draht. Eildienst der SPD-Landtagsfraktion* 6/90 [*Kiel, den 10. 5. 1990*] publiziert, *Ausgabe: Kulturpolitik*, Redaktion Ulf Billmayer/Uwe Danker. Kiel, S. 6–8. Dieser ‚Quelle‘, so wird sie unten genannt, folgt unsere Neuveröffentlichung wort- und zeichengetreu. Ausschließlich eindeutige Schreibfehler wurden stillschweigend korrigiert. Alle Fußnoten mit Zitatnachweisen und Hinweisen sowie den editorischen Nachtrag mit einigen Erläuterungen zum Entstehungskontext des Textes verantwortet die KsR-Redaktion, vertreten durch Carsten Schlüter-Knauer.

Im „Verteiler“ des *Eildienstes der SPD-Landtagsfraktion* wurden „Ortsvereinsvorsitzende, Bürgerzeitungen, MandatsträgerInnen und interessierte BürgerInnen“ adressiert (ebd.: 1). In diesem Fall ging der *Heiße Draht* überdies den „TeilnehmerInnen“ des „Forums ‚Kultur in Schleswig-Holstein‘“ zu, worauf ein Begleitschreiben des damaligen SPD-Landesvorsitzenden von Schleswig-Holstein, Gerd Walter, schließen lässt. Der Heiße Draht erschien von 1978–1998.

Wir danken Jürgen Clausen für die Genehmigung des Neudrucks.

Als ich Vierzehn war, erlebte ich etwas, was ich im Pingpong mit meiner Rückerinnerung als einen Zündfunken meines Lebens herausempfunden habe: Ich bemerkte, daß ein Bild an der Wand nicht nur eines der vielen Erwachsenen-Geheimzeichen war, sondern zu mir hereinkam als ein Neues Land fürs Leben. Sie erkennen meinen Jahrgang, wenn ich verrate, daß es ein Kunstdruck von Franz Marc war, ja: gerade der „Turm der blauen Pferde". Von hier ging eine Epoche meiner Lebensgeschichte aus, und ich kann sagen, ich bin dabeigewesen. Seither lernte ich **das Eigentümliche** von Kunst – und von Kultur erkennen. Das jedoch war nicht umsonst und führte mich in einen jahrzehntelangen Irrtum.

Ich glaube, diesen Irrtum bei Vielen wiederzuerkennen, daher gestehe ich ihn hier ein: Als ich dann nämlich, diesmal nicht schlagartig, sondern langjährig, politisch zu Urteilskräften kam und da meinen inneren Ortstein ausbildete, hatte ich einen nie unterdrückbaren Ärger zu bestehen. Immer dann nämlich, wenn im westdeutschen Restauratorium, sprich: Reueverpennen und Scheuklappen-Rennen, Diejenigen, die jetzt das mir Richtige zeigen wollten, sich zur Agitation und Propaganda der „Kunst", etwa des Gedichts, bedienten. Was meine ich? Wir wissen es ganz genau. (Eben tat ichs selbst: ich reimte.) Alle taten es, die Guten wie die Bösen.

Aber wenn schon – ist es denn nicht ganz richtig, wenn die Guten zugreifen? Was dagegen, wenn jetzt das Frankfurter Theater „Die Treppe" das Aids-Stück „Kissing God"[2] aufführt? Wird da nicht eine einzige Schwäre öffentlich und politisch längst noch nicht ehrlich, geschweige denn adäquat behandelten gesundheitspolitischen Elends von Bestwollenden auf die Bretter gebracht?

Durfte man etwa nicht die Prosabemerkung, daß sich in diesem Lande wieder Gasgeruch verbreite, unangreifbar zum „Gedicht" umtaufen? Wenn uns ein taktfestes Tralala auf der Demo Mut machte – na und? Wenn die hingeworfene Karikatur eines Schlächters von allzubekannter untersetzter Statur an den erinnern sollte, der die lauernde Gefahr neonazistischen Wütens ja nicht positiv: zu bändigen, vielmehr negativ: zu füttern schien?

Als dann hinterher Ersatzkämpfe vor Gericht gefochten wurden, wo Klage und Verteidigung ganz genau wußten, was sie politisch wollten, aber mit angezogener Zunge über die grundgesetzlichen Grenzen und Freiheiten der „Kunst" disputierten, und ein (auch nicht einfältiges) Gericht oft genug der „Kunst" recht gab, so war dies so recht, auch für mich: die politische Wertung, wenn ich mein politisches Urteil befragte; der Rechtsspruch, wenn ich zugleich mein Urteil über die Unabdingbarkeit auch mangelhafter „Kunst" zu Rate zog. Aber der Stellvertreterstreit selber beleidigte mich zuinnerst.

Immer wieder mußte ich mir auf die Zunge beißen: Man hatte, besten Willens, mir auch meinen „Turm der blauen Pferde" vollgesprayt.

Ich sagte mir zwar, daß ich meinen Genossen, jetzt und hier, nicht sagen dürfte, wie sie aus dem Munde röchen; ich hielt mich daran fest, daß sie nicht und daß Keiner gerne und freiwillig heuchle, nicht einmal „Kunst" heuchle; daß das Schlechte hierzulande nichts Besseres zuließe – –

ich verachtete mich jedesmal selber. Das nennt man Entfremdung! Handfest kalzinierte sich in mir ein Stein zusammen, und gelegentlich würde ich ihn auf diese tugendversprayenden Lügner und Lügnerinnen werfen.

2 Young, Phil: Kissing God. Uraufführung London, Hampstead Theatre Club, 1985. Deutsche Erstaufführung: Heilbronn, 1985. Deutsch von Kerstin Lohr und James Mc Dowell. München: Litag Theaterverlag München https://www.litagverlag.de/werke/kissing-god/ [16. 8. 2026].

Mit den Jahren, und vielleicht hat mir mein Beruf geholfen, sehe ich es kälter: Dies Verunzieren ist für Viele keine Unzier. Denn sie kennen es nicht. Denn sie: fühlen es nicht. Denn: sie lernten es nicht. Was man nicht kennengelernt hat, kann man nicht würdigen. Was vielleicht mir nicht vorenthalten wurde, anderen wurde und wird es vorenthalten. Das ist heute Thema.

Also ein Beispiel:

Wie soll man Eva Rühmkorf verstehen? Sie betonte, das war schon am 23. Juni letzten Jahres, zu Anfang ihrer „Kulturpolitischen Zukunftsperspektiven für Schleswig-Holstein" (ganz am Anfang, das sagt einem Literaturmenschen schon fast zuviel, das merken auch Politikmenschen sehr wohl) sogleich also: „Kunst und Kultur sind elementare Bereiche"; und wer da meine, „Kultur sei so etwas wie eine Reparatur- und Regenerationseinrichtung" gegen Streß und Frust, der fasse es falsch.[3] Oha – gerade, wen die Kunst nie scharf und schrill getroffen hat, der hört da doch Eines heraus: In so einem Auftakt kommt die verdammt-elitäre „Kunst"-Auffassung schon wieder hoch! Da wird schon wieder die Gleichheit angeätzt! Da entschuldigt sich da-oben doch schon wieder Wer, weil das Schauspielhaus viel Geld kriegen soll und die Laienensembles nur einen Klacks! Nun ja – nehmen wir es hin, sie ist ja eine großartige Genossin; sagen wir mal, sie habe sich schon bewährt; und weil sie mit einem Berufs-Dichter verbündet lebe, habe sie an unsrer Bude drei Würfe frei. Und Vielleicht taktiere sie ja man bloß gegenüber meinungsmachenden Randwählern? – Und doch wird ihr das übelgenommen. Das Stoppschild „Kunst für sich" oder „Kultur für sich", haben es nicht immer schon uns Sozialdemokraten wechselnde politische Eliten entgegengehalten, nur um sich, vom Volk subsidiiert, in Frack und Claque im Foyer zu treffen? Wahrscheinlich machen die da sogar Geschäfte. Wir jedenfalls nicht.

Oft und oft war mir diese innere, diese gar nicht mehr unterdrückbare **Feindseligkeit** gegen die höchsten Ansprüche der Kunst begegnet. Wer sie empfand, wie sollte der Unbehagen fühlen, wie sollte der „heucheln" auch nur können, wenn er dieses – für ihn: – Herren-Überbleibsel aus dem Grundgesetz, die Freiheit der „Kunst", für freies politisches Wort nutzte? Dumm genug vom Gegner, daß er sich diesen Klaff in seiner Rüstung leistete. Stoßen wir hinein. Unseres politischen Urteils sind wir sicher. Das Schwein von gegenüber machts ja auch.

Und so hinunter bis in den unpolitischen Alltag: Wenn ich schon „Picasso" höre, da werde ich ganz falsch! Der könnte mir nichtmal ein Stubenbild malen. Bei dem haben die Frauen noch im Profil beide Augen – wie die Scholle. Nutzt uns das? Nein. Lieber streichelt nach dem Autoputz die Hand nochmal verstohlen über das herrliche Metallic Blau. Die drei Sofakissen liegen genau mittig! Am Ohr die Rasierkante lege ich einen Zentimeter tiefer, sieht besser aus. Also, Rühmkorf spricht richtig: „Kunst und Kultur sind elementare Bereiche unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit." Wir entrinnen dem nie.

3 Rühmkorf, Eva (1996 [1989]): Kulturpolitische Zukunftsperspektiven für Schleswig-Holstein [Rede am 23. Juni 1989 in der Evangelischen Akademie Nordelbien]. In: dies.: Hinter Mauern und Fassaden. Erinnerungen einer engagierten Frau. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, S. 254–260, hier 254 f. [= Die Ministerin für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur des Landes Schleswig-Holstein (Hrsg.) (1989): Kulturpolitische Zukunftsperspektiven für Schleswig-Holstein. Kiel]. Zu den neuen „kulturpolitischen Schwerpunktsetzungen" dieser Rede und ihrem Bezug auf Björn Engholms Konzept der „'kulturellen Demokratie'" siehe Martin Lätzels Phasenmodell der Kulturpolitik in Schleswig-Holstein, ders. (2019): Kulturpolitik in Schleswig-Holstein. In: Knelangen, Wilhelm/Boyken, Friedhelm (Hrsg.): Politik und Regieren in Schleswig-Holstein. Grundlagen – politisches System – Politikfelder und Probleme. Wiesbaden: Springer VS, S. 259–277, hier 266–268; zu Björn Engholms Kulturbegriff ebd.: 266, 277 [Engholm, Björn (1982): Kulturpolitik für Schleswig-Holstein. Hrsg. von der SPD Schleswig-Holstein. Kiel: Typoskript].

Nur eben, wir wissen nicht, wieviel Glück noch zusätzlich in „Kultur“ stecken kann, wenn wir sie nie erkannten. Nie? Andernorts eben sehr wohl! Zur „Kultur“ gehört eine Menge, ich sage: auch der Skat. Da jucht der Patzer über vier Jungs mit vier Assen auf der Hand; aber der Könner reizt aufmerksam und bringt dann in Mittelhand ein Farbspiel ohne Fünf nach Hause. Sich daran dann lange zu högen, das nimmt ihm keiner. Dieses stillere Glück kennt der Patzer nicht. Also, ich hätte mir in all den Jahren besser sagen sollen: Bloß weil Wer partout nicht empfinden kann, was dir selber schon selbstverständlich geworden ist, heuchelt er doch nicht, veruntreut er nichts. Solche mag es immer auch geben – in Wirklichkeit aber fehlen ihm Grundsätze unserer eigenen Kultur, und er gibt sich dann mit etwas Juhu zufrieden. Meine eigene Feindseligkeit ruhte auf einem hingepfuschten Urteil.

III. Überbrückerin SPD?

Sprechen wir lieber von der Kultur für Schleswig-Holstein, wie sie sich als Aufgabe für eine Partei stellt, die regiert.

Das ist eine Partei, die vereinigt selbst die zwei Feindseligkeiten in ihren eigenen Reihen:

An der Basis, in diesem kulturell längst uneinheitlich-zerrütteten Schleswig-Holstein, verworfelt seit den Flüchtlingen, seit dem Bauernlegen der 20er Jahre, seit dem Flottenboom unterm Kaiser, seit die Preußen es 1866, Freiheitskampf hin oder her, kassiert haben. In diesem verworfelten und also von Cliquen vernetzten Land muß soviel geschehen, damit sich die Menschen glücklicher in ihrer Haut fühlen: schon allein in den Dörfern voller ausgesiedelter Städter und in den Städten voller ausgesiedelter Zuwanderer.

Wer hier kulturpolitisch wirken will, muß überall ran an die Kulturknete; und seine Konkurrenten, die Rechten, reden zwar nicht vom Gaardener Mädchentreff, denken aber doch an so manchen Verein. Breithin konsolidieren wollen sie sich auch.

Und jene Elitekünstler mit ihrer „Kunst für sich“, haben sie die Kneteverteiler nicht schon ganz dummgequatscht? Das Establishment der Partei; dieses ganz undurchsichtige Ministerium; und notfalls labert noch die feindselige Regionalpresse mit „Kunst“-Argumenten, die doch nur ein Bruchpotential in Engholms Crew sucht, die uns am liebsten noch Salzau als sozigefährdeten Tempel anmalt – und wir an der Basis, wir lütten Funktionäre für die Basis, und wir Möchtegern-Fundis, die wir sowieso nur Vernunft-Sozialdemokraten sind, wir wollen **wirken.** Kommt uns jetzt ein Breitenkulturargument zupaß, wir nutzen es – eine moderne Kleinplastik kann man ja notfalls auch zum Dosenöffnen brauchen. Und wer uns das mit „Qualitäts“-Ansprüchen verbietet, ist unser Feind.

Das ist die eine Fraktion bei uns. Die andre bilden die, die diese Abneigung wittern, sie aber nicht herzlich erwidern wollen, sondern gekräuselten Mauls und mit glattgeleckten Gedanken irgendwie-auch richtig finden. Aber wissen: Da ist etwas in mir, das unterdrücke ich. Das ist eben meine Wahrheit: Die Kultur folgt zutiefst eigenen strengen Gesetzen, und die Kunst ist eine Göttin.

Jawohl. Schon zuviel davon.

Ogottogott, sagt man bei der ersten Fraktion. Wer regt sich da auf? Dem geht wohl ein Reibach durch die Lappen. Laß den doch ziehen, das tut uns gar nicht weh. Ja, und auf dieser Frontlinie mache man mal Kulturpolitik.

Und oberhalb dieser Feindseligkeiten, wo wir uns einig sind, muß man doch etwas tun, will man auch etwas tun. Nimmt man es für diesmal ernst, daß es bei Kultur um den „Aus-

druck des Selbstverständnisses einer Gesellschaft, einer Epoche“ geht,[4] sehe ich eine Sozialdemokratie mit Sorgen: Soll sie sich auf ehrwürdige Ableitungen berufen? Daß die Menschwerdung des Affen durch Arbeit erreicht worden sei – das war nun Friedrich Engels[5] –, und wer sei denn hier die Partei der Arbeit, wenn nicht die Sozialdemokratie? Auch Kultur ist Arbeit. Wer hat denn ganz gegen den Widerstand des Kaiserreichs das Arbeiterbildungswesen hochgezogen? Wer denn in der Weimarer Republik das Bauhaus geschützt? Wer denn in den vorerst letzten Bundes-Machtmonaten der SPD noch die Künstlersozialversicherung begründet? Wer die schwerbelasteten kommunalen Etats auch noch bis in die Kulturarbeit in den Regionen diversifiziert? Wer anders muß sich von seinen Gegnern dauernd anhören, er wäre gegen Spitzenleistungen und zerstöre sie in Wissenschaft und Künsten? Und das ist auch ein Kompliment: Sie droht also wenigstens hier so etwas wie glaubhaften Erfolg bei der breiteren Verteilung der Chancen an.

Aber wessen Jugendorganisationen[6] sind meilenweit von einer Verlockung für die phantasiekräftigsten Phasen der Jugendlichen entfernt, weil sie schwach sind, weil die Partei altert, und weil die Jugendlichen selber uns in diesen Jahren mit jenen eigenwilligen Kulturschöpfungen im Stich lassen, mit denen sie uns seit der „Magical Mystery Tour“ in den 60ern verwöhnt hatten? Was sich da neu hebt, könnte sogar die erste reaktionäre, auch kulturreaktionäre Welle wieder sein, seit Opa vor vierzig Jahren finster entschlossen die Tanzschule betrat, um seinen Foxtrott zu lernen, den man unter allen Regierungen sicher wieder brauchen würde.

Und blicken wir rüber zu den vielen Kollegen in der Gewerkschaft, so werden wir dessen inne, daß die die Probleme der Sozialdemokratie noch viel stärker haben. Was da für die Kultur läuft, pardon, für „Arbeit und Leben“, ist das keine Mattigkeitsverwaltung? Wem ich jetzt Unrecht tue, der wirds mir schon weisen.

IV. Ein Beispiel unserer Vergeßlichkeit

Das war vor den zwei Kriegen doch ein andrer Ton, von der ersten Volksbühne herab:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last – greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst –
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht –
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben –

4 Rühmkorf (1996 [1989]): 189. Siehe oben.

5 Engels, Friedrich (1962 [1896]): Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. In: Ders.: Dialektik der Natur. In: Karl Marx Friedrich Engels Werke [MEW]. Bd. 20, Berlin: Dietz: S. 305–568, dort 444–455. Der Artikel wurde 1876 geschrieben, aber erst 1896 erstmals veröffentlicht, dazu MEW 20: 663 – Anmerkung 255. Einen Online-Zugriff nur auf den Artikel gibt es hier: https://projekt-gutenberg.org/authors/friedrich-engels/books/anteil-der-arbeit-an-der-menschwerdung-des-affen/ [16. 8. 2026].

6 In der Quelle: „Jugendorganisation“.

Der Güter Höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt" –[7]

Immerhin ein Ton, demgegenüber die zwei feindseligen kulturpolitischen Fraktionen heute ziemlich erkältet klingen; und es ist keine Jäger-90-Reklame! Das ist Mittelstufenstoff, „Wilhelm Tell", steht er nicht noch im Lehrplan – und ist doch wie nie dagewesen. Nicht nur, weil ihn ein resignierter 50jähriger Junglehrer abgewählt hat, um stattdessen „Manipulation in der Boulevardpresse" zu machen: „Wir bringen alle morgen irgendeine mit." Auch ganz brav – aber der Auf-Ruf da eben? Was will uns denn da treffen? Uns, denen kein Tyrann im Nacken sitzt?

Es ist dies anderes und mehr. Hier im Zentrum seines Aufstandsdramas, hier stellte Friedrich Schiller vor 185 Jahren unsre Frage. Die nach der Kultur in der Menschennatur. Ihn nehme ich jetzt einmal zum Beispiel:

Denn ein **Naturrecht** ist es ihm, sich gegen die Gewalt verteid'gen. Natur – und doch zugleich: Recht! Also: „Kultur". „Der alte Urstand der Natur kehrt wieder" – wie klug, wie gekonnt laviert der zeitbewußte Dramatiker zwischen dem urguten Natur-Menschen des Jean-Jaques Rousseau und dem urgefährlichen des Thomas Hobbes hindurch, das muß man als Dichter und als sein Publikum verstehen – „wo Mensch dem Menschen **gegenübersteht**" sagt er, und weder „in die Arme fällt" noch „entgegen steht"! So faßt nun er die Frage an, die wir alle mit den Materialien unserer gesellschaftlichen Auferziehung stümperhaft beantworten: Was ist unsere „Natur"? Und obwohl alle Schweizer sich verschwören, das ist ihr Gesellschaftsvertrag: die drei Urkantone, die Alten Erwachsenen Jungen, die Frauen und die Männer wollen es, die Stände, die Charaktere gar finden sich zusammen – alle gründen sie ihr Urparlament samt Geschäftsordnung, sie planen eine Revolution, sie fundamentieren ihre Eidgenossenschaft, reden schon von der Erhebung, alles: in Gesellschaft – und alle müssen sie doch zum Anderen-der-Gesellschaft greifen, zum Urstand: zur Natur. Dies aber, und so, sehen zu können, das wieder lernt man kulturell und ist das Werk Schillerscher Kunst. „Kultur" ist auch ein Anderes-der-Gesellschaft!

Dieser langweilige „Tell" (dem Hörensagen nach) und Schnee von gestern, wer hat den denn schon-noch gelesen? Erinnert denn keiner mehr an die Kontroverse aus dem Vorjahrhundert, ob der Tell seines Ruhmes überhaupt wert und nicht vielmehr ein Spießer sei, ein solidaritätsunfähiger Bürger-Spiegel[8]? Kämmt das Stück doch einmal gegen den Strich, sagte der Ludwig Börne: Alle machen mit, Tell aber sagt den Widerstandsverschwörern gleich in der 3. Szene ab, er ist doch gar nicht mit auf dem Rütli. Wie alle Bürger werde Wilhelm Tell erst wild, wenn man ihm selbst ans Leder wolle, die Sache mit dem Apfelschuß. Schiller hätte da in eigener Beschränktheit einen Philister zum Helden gemacht, sich also mit dem Titel vertan, der eigentliche Held sei das verbündete Volk und so weiter.[9]

Was will uns da außerstand setzen, mitten in der zentralen Verschwörung, in diesem Ausbruch eben, den Angelpunkt des „Natürlichen" zu sehen – den Tell dann abzugeben hat? Er ist doch, mit den Mitteln seiner Zeit erdacht, im jahrelangen Wettstreit des „Sentimenta-

7 Schiller, Friedrich (1981 [1804]): Wilhelm Tell. Schauspiel. Zum Neujahrsgeschenk auf 1805. In: ders.: Sämtliche Werke. 2. Bd.: Dramen II. Hrsg. v. Gerhard Fricke und Herbert C. Göpfert. München: Carl Hanser, S. 913–1029, hier 959 [V. 1274–1284].

8 In der Quelle: Bürgel-Spiegel.

9 Börne, Ludwig (1964 [1828]): Über den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama. In: ders.: Sämtliche Schriften. Bd. 1. Hrsg. v. Inge und Peter Rippmann. Düsseldorf: Melzer, S. 397–404, 410. Der Text ist hier online greifbar: http://www.zeno.org/nid/20004634934 [17. 08. 2026].

likers“ Schiller mit dem „naiven“ Goethe, Schillers lebensletzte Anstrengung: Tell ist sein naiver, sein **natürlicher Mensch.**

Tell ist ihm eben nicht gesellschaftlich verfaßt, nicht durch die Schweizer Schule gegangen, er ist Schillers Konzept der „Natur“. Wie schwer dann, ihm, also der „Natur“, Worte zu erfinden, so daß anders, als in seinem Bühnentext, ein unverfaßter und unverfälschter Mensch gar nicht sprechen kann – doch Schiller unternimmt es. Man höre, man beobachte, was er ihm an „Natur“-Zügen gibt, vom Anfang an ist es so, als er einen Flüchtling rettet, vom abgeklappertsten Zitat an: „Was not tut, .. läßt sich alles wagen“[10] und „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann“[11]. Nichtsda Sparbüchsendenken. Es heißt: Ohne Arbeitsteilung steht der-Tell-da allein der Welt gegenüber. Noch ohne Gesellschaftsvertrag! Noch ohne symbolisches Brimborium.

Der Tell fühlt unmittelbar, was er sagt: „Was kümmert uns der Hut! Komm laß uns gehen.“[12] Kein Duckmäuser spricht da, wir wissen es seit Szene 1: Die „Natur“ kann mit einem Hut dort auf der Stange gar nichts anfangen! Lesen Sie das Stück nur selbst mit der inneren Leseanleitung: Der Titelheld soll menschenmöglich „Natur“ sein und doch nicht stumm, muß reden und darf doch nicht der Un-„Natur“ in den Versen erliegen.

Daher äußern sich aus Tell so auffällig viele „Sprichworte“! Schiller kannte das Dilemma: „Spricht die Seele, so spricht/Ach, schon die Seele nicht mehr.“[13] Wagt es dennoch, den Tell sich äußern zu lassen. Gibt er ihm doch auch die Tat im genau richtigen Zeitpunkt. „Man muß dem Augenblicke auch vertrau'n.“[14] Dieser Satz hatte die Diskussion auf dem Rütli geschlossen, als all das Planen immer noch Löcher aufwies.

Nein, ich mache hier keine Propaganda für Mord. Ich sage auch nicht, daß aus Tell die Natur wahrhaft spreche. Ich sage nur, daß der Künstler Friedrich Schiller, ein großer Profi der Antithesen, hier zeigt, wie man sich mithilfe eines Zentralthemas seiner Zeit zur „Natur“ stellen kann. Wo man sich zu ihr bekennen soll. Daß **ein** Wilhelm Tell der Schweiz genügen könnte, daß aber ohne die Menschen-Natur sie in aller Wackerheit Nichts wäre. So kam der Schiller durch, so ging es allenfalls. Machs einer nach und breche nicht den Hals.

Das zu sehen, sich an gutem künstlerischem Ausspielen bei schlechten Karten gegen die Wirrnisse der Welt und der Parteien zu erfreuen, das wird keinem in die Wiege gelegt. Wenn aber die Verhältnisse die Leute, wenn wir nicht uns an die Spitzenstoffe heranlassen, die einem solche Probleme ergründen helfen, wenn allzuwenige nur sie selber durchsonnen haben, dann wird es uns nicht klecken.

Wollen wir es denn auch künftig einer Paarung feindseliger Schülergenerationen und feindseliger Lehrergenerationen anheimstellen, die alle und aus ganz verschiedenen Gründen

10 „RUODI. Da ist der Tell, er führt das Ruder auch, / Der soll mirs zeugen, ob die Fahrt zu wagen. / TELL. Wos not tut, Fährmann, lässt sich alles wagen. / (*Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf*). In: Schiller (1981 [1804]), I.1.: 921 [V. 130–135].

11 TELL. […] / (*Er hat seine Arbeit vollendet, legt das Gerät hinweg*) / Jetzt, mein ich, hält das Tor auf Jahr und Tag. / Die Axt im Haus erspart den Zimmermann. (*nimmt den Hut*)“. In: Schiller (1981 [1804]), III.1.: 967 [V. 10512–10514].

12 „TELL. Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen. / (*Indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltner Pike entgegen*)“. In: Schiller (1981 [1804]), III. 3.: 977 [V. 10815].

13 „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen! / *Spricht* die Seele, so spricht ach! schon die *Seele* nicht mehr.“, Schiller, Friedrich/Goethe, Johann Wolfgang (1981 [1797]): Sprache. In: dies.: Tabulae Votivae von Schiller und Goethe. In: Schiller, Friedrich (1981): Sämtliche Werke. 1. Bd.: Gedichte. Dramen I., S. 303–318, hier S. 313 (Nr. 85) [zuerst in: Musenalmanach für das Jahr 1797]. Siehe oben.

14 Schiller lässt Itel Reding aus Schwyz unmittelbar vor dem Schwur auf der Rütliwiese und dem anschließenden Auseinandertreten der revolutionären Versammlung sagen: „REDING. Die Zeit bringt Rat. Erwartets in Geduld. / Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.“ In: Schiller (1981 [1804]), II.2.: 964 [V. 1436 f.].

eine Gänsehaut kriegen, wenn man von E-Kultur und Hochkunst redet, die haarscharf natürlich beide „Arbeit“ heraushören und sich lasch zum Argument vom „Streß“ bequemen, oder pseudo-vulgär zum „elitären Scheiß“. Oder sind wir ganz schön: zerrüttet?

Mehr noch muß man zu sagen wagen. Friedrich Schiller ist noch gar nicht der Anspruchsvollste. Und wie blieb in diesem Jahrhundert sein geheimer Nachahmer noch hinter ihm zurück, der manchen gepackt hat: der Bert Brecht.

Und wieviel listige Kunst brachte dieser politische Dichter auf! Intellektuelle wurden ganz blaß, wenn sie ihn hörten: „Unglücklich das Volk, das Helden nötig hat.“[15] Kein schlechter Profi der Antithesen. Doch wie kamen wir in den 50er Jahren in sein Theater am Schiffbauerdamm? Abends verhökerten Vertreter gesellschaftlicher Organisationen ihr Eintrittskartendeputat; ihre Leute hörten da nämlich weg. An denen hatte man viel versäumt.

Kurz, man hat es schon gemerkt: Ich will eine Kultureröffnung für die Jugend mit hochgesetztem Türsturz. So früh wie möglich. Ja, auch für Kinder. Auch in der Schule. Brecht, der gute Pädagoge, hat uns eine Geste hinterlassen: „In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht baun.“[16] Die macht auch Schülerinnen und Schüler frei. Die Kultur vermakelt keinen Baugrund.

Doch war die Göttin Athena die beste Freundin des Prometheus. Die zwei Freunde der Menschen waren einander sehr fern: der Sage nach eine Göttin und ein Titan. Aber auch freund. Der geheime Mentor der heutigen Soziologenzunft, Norbert Elias, mußte steinalt werden, bevor er eine Formel dafür zum Buchtitel machte: „Engagement und Distanzierung“.[17] Wir müssen beides gemeinsam lernen.

V. Vorschlag: Zweimal gründliche Kulturpolitik

Jetzt nur noch zwei praktische Erkenntnisse, Ihrer gutwilligen Geduld zugemutet, zwei Kulturpläne ernstlich angeraten.

Den ersten: Ich habe Athena und Prometheus nicht von selbst zitiert. Lange genug habe ich meinen eigenen Schulstoff in meiner Forschung wieder aufgesucht und urteile heute: Ohne daß nicht, mit modernsten Mitteln, laborerklügelt und den Stinkstiefeln der Gegenaufklärung weggenommen, von frühen Jahren an, ein erklecklicher, kulturell später präsenter Anteil unserer Schuljugend (mit bereits vielkultureller Herkunft), ich sage glatt: ein Viertel, wirksam Europas beste kulturelle, blindlings angefeindete Lehrmeisterin kennenlernt, **die Antike,** werden wir sehr hilflos ins 21. Jahrhundert gehen. Nein, ich meine keinen Pflichtunterricht in Latein. Laßt es weg! Ich meine das Griechische, ich meine auch die Sprache. Sappho und Aischylos, Herodot und Thukydides und Polybios, Platon und Aristoteles. Und natürlich den, der in Deutschland für die Kulturpolitiker im 18. Jahrhundert, in Schillers Jahrhundert, der Garant war, daß sich in ihm „Natur“ und „Kunst“ und politisches „Volk“ –

15 Brecht, Bertolt (1988 [1955/56]): Leben des Galilei. Schauspiel [Fassung 1955/56]) (= Berliner Fassung). In: ders.: Werke. Bd. 5: Stücke 5. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hrsg. v. Werner Hecht et al. Berlin/Weimar: Aufbau; Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 274 – Zeile 27 (13. Szene).

16 Brecht, Bertolt (1988 [1927]): Vom armen B.B. In: Bertolt Brechts Hauspostille. [Mit Anleitungen, Gesangsnoten und einem Anhange]. In: ders.: Werke. Bd. 11: Gedichte I. Sammlungen 1918–1938. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Berlin/Weimar: Aufbau; Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 120 – Zeile 21. Siehe oben.

17 Elias, Norbert (2003 [1983]) Engagement und Distanzierung. Hrsg. und übers. v. Michael Schröter, bearb. v. Johan Heilbron. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [= Gesammelte Schriften 8].

das Wahre und das Schöne und das Echte – verschmölzen: Um für die angesagte Politik der Epoche gerüstet zu sein.

Sie fanden den Garanten im Homer. Also auf seinen Verdeutscher, den langjährigen Eutiner hören: Johann Heinrich Voß. Und auf den Potsdamer auch noch: Wilhelm von Humboldt. Das-alles zu verachten, kann sich ein Land nicht leisten. Gerne erkläre ich ein ander Mal genauer.

Der zweite Plan: Als schon Zerstörte blickt „Natur" uns an. Es genüge uns nicht, sie bloß zu schützen. Wir sind doch ihr Teil. Und sie ist Teil unserer „Kultur", anders könnten wir sie gar nicht begreifen. Lassen wir sie doch zu uns sprechen. Das geht, durch Kunst, durch sehr bewegende. Künstlernamen aus lebhafter Zeit stehen dafür: Friedrich Sckell, Hermann von Pückler, Peter Josef Lenné, Eduard Petzold. Fremd fremd. Die Kunstsparte heißt **Landschaftskunst.**

Pückler hat es nach 1815 glatt durchgeführt: einen Landschaftspark zu schaffen, in dem ganze Dörfer, ja eine Stadt, mitteninne lagen, arbeiteten und lebten. Ein Gesamt-Kunst-, -Natur- und -Gesellschafts-Werk. Kleiner darf der Anspruch gar nicht sein. Es gibt Landschaftsarchitekten im Ruhrsiedlungsverband, die schon gar nicht mehr wagen, das anzudeuten. Groll im Herzen, reden sie vor mißtrauischen Kommunalpolitikern von Naherholungsgebieten und Deponiebegrünung. Und was wissen wir davon? Wir tanken den Ozon und sehen nicht, und niemand hat es uns zur Freude klargemacht: Da vorne, diese kühn und schräg von der Schloßauffahrt weggeknickte und fast schon zugewachsene Allee, sie ist die landschaftskünstlerische Bearbeitung eines realen Problemgemenges sozialer und natürlicher Notwendigkeiten.

Denken Sie gelegentlich daran, wenn Sie einmal durch den Park von Jersbek spazieren. Das liegt in Stormarn. Diese Natur gehört zur Menschen-Kultur.

Editorischer Nachtrag

Im *Heißen Draht* vom 10. 5. 1990, Nr. 6, wurden weiterhin die Rede von Siegfried Hummel während des SPD Kulturforums in Eckernförde („10 Merkmale einer Kulturpolitik für den Rest des Jahrtausends", ebd.: 2–3), damals Kulturreferent der Stadt München (https://taz.de/Siegfried-Hummel/!728390/ [17.08.2026]), sowie ein Beitrag der Kultusministerin Eva Rühmkorf („Kulturpolitik durchschaubar gemacht – neue Schwerpunkte gesetzt", ebd.: 4) und für die SPD-Fraktion von Ernst Dieter Rossmann und Sabine Schröder „Merkpunkte und Fragezeichen" (ebd.: 5) dokumentiert. Dies, wie der SPD-Fraktionssitzende im Schleswig-Holsteinischen Landtag Gert Börnsen (von 1988–1996) im Editorial der Ausgabe schreibt, um „Material und Denkanstöße" zur damals intensiven kulturpolitischen Diskussion in der Regierungspartei SPD und darüber hinaus für die Kulturschaffenden und interessierte Bürger:innen bereitzustellen (ebd.: 1). In einem *Begleitschreiben* zum *Heißen Draht* vom 21. Mai 1990 an die „TeilnehmerInnen" des „Forums ‚Kultur in Schleswig-Holstein'" unterstreicht der seinerzeitige SPD-Landesvorsitzende Gerd Walter (von 1987–1991) insbesondere die Intention, „den Dialog mit den Kulturschaffenden weiterhin suchen" zu wollen „und ihre Vorschläge und Anregungen in unsere Arbeit" aufzunehmen.

Der Hintergrund wird von Gert Börnsen (aber auch im Begleitschreiben Gerd Walters) klar benannt. Auf dem SPD-Forum „in Eckernförde ging es um vielfache Kritik der Kul-

turschaffenden in Schleswig-Holstein an unserer Landeskulturpolitik“ (ebd.: 1). Denn es wurde sehr intensiv um das inhaltliche Verständnis einer „offenen, kreativen und emanzipatorischen Kulturpolitik“ und um materielle bzw. finanzielle Konsequenzen daraus gerungen, deren „Grundstein“ aber durch die neue Landesregierung bereits gelegt worden sei. Und Börnsen hebt in seiner Charakterisierung der Rede Lars Clausens die kulturpolitischen Divergenzen auch in der SPD Schleswig-Holsteins hervor: „Lars Clausen gelingt es, unter dem Motto ‚Natürlich Kultur’ den Bogen vom Aids-Stück über die Skat-Kultur, von der sozialdemokratischen Frontlinie zwischen Elitekünstlern und Möchtegern-Fundis über Schillers Wilhelm Tell zur Landschaftskunst im Park von Jersbek zu schlagen“, wobei er auch die „grundsätzliche Art“ der Ausführungen Clausens und Siegfried Hummels betont (ebd.). In der Tat wurde die neue SPD-Landesregierung, um es vorsichtig zu sagen, von starken politischen Erneuerungsansprüchen begleitet, aber auch mit ihnen konfrontiert. Deren unterschiedliche Zugänge spitzt Lars Clausen – übrigens auch sehr selbstkritisch – in den Abschnitten II. und III. seiner Rede idealtypisch und leicht ironisch mit dem Ziel zu, innerparteiliche Verfeindungen durchschau- und erkennbar zu machen und dadurch ihre Überwindung oder wenigstens eine kulturpolitische Kooperation zu erleichtern. Dafür bietet er in den Abschnitten IV. und V. durch sein partizipatives und emanzipatives Verständnis einer ‚Kultur für alle‘ u. a. mit den „Profi[s] der Antithesen“ Friedrich Schiller und Bertolt Brecht Überbrückungshilfen an (ebd.: 8), die im III. Abschnitt noch offenbleiben. Und insgesamt verdeutlicht er am künstlerischen Material *und* an Alltagsbeispielen, welches emanzipative Potential *sowohl* Spitzenkunst und die ästhetisch-kulturelle-historische Bildung für den Umgang mit ihr und an ihr durch so ermöglichte Problemerkenntnis – mittels damit möglichst früher Ausbildung von Reflexions- und vor allem auch geschärftem Genussvermögen – *als auch* ein starkes Bewusstsein für kulturelle Vielfalt, Industrie- und Alltagskultur der demokratischen Gesellschaft zu bieten haben. Sein selbstkritisch-schmunzelnder Beginn ist eine dialektisch konzipierte Einladung an alle Teilnehmenden, die eigenen Positionierungen ebenfalls zu hinterfragen, so wie er es an der eigenen Person hier exemplarisch vorgeführt hat, und eben nicht bei den Antithesen der von ihm präparierten kulturpolitischen Verhärtungen stehenzubleiben. Damit überschreitet seine ‚Rede‘ die Grenzen der Textsorte und ist gewissermaßen selbst ein kurzes politikdidaktisches ‚Ein Personen-Lehrstück‘ mit Zügen guten politischen Theaters, das nicht Meinungen agitatorisch verkündet, sondern Denken und Nachdenken und dadurch Veränderung provozieren sowie zugleich erfreuen, manchmal erschüttern und aufrütteln will.

Lars Clausen auf dem Podium im Mai 1992



Bildnachweis: Jan Köhler-Kaeß

Prof. Dr. Lars Clausen als Moderator einer Großveranstaltung zu Fremdenfeindlichkeit und rechtsextremen Ausschreitungen im Auditorium Maximum der Universität Kiel neben Prof. Michael Salewski (Historiker) sowie – ganz rechts – dem Psychologen PD Dr. Friedemann Prose; links Prof. Dr. Wolfgang Benz (Historiker, Antisemitismusforscher); Generalstaatsanwalt Prof. Dr. Heribert Ostendorf (1982–1997) und der damalige Vorsitzende des AStAs der Universität Kiel Axel Pioch.